

## 87] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Während Herr Rutor diesen Grübeleien nachging, verflüchtigte sich der starke Eindruck, welche die vorher stattgefundene Szene auf ihn gemacht hatte — er war auf demselben Standpunkt wie vor Beginn der Verhandlung — nur feindlicher gegen Vermantes gestimmt; seine Logik wehrte sich dagegen, von der Unwürdigkeit des Zeugen auf die Unschuld des Angeklagten zu schließen.

Die Gedanken gingen ihm wirr durcheinander und bedrückten ihn. Er wollte allein aus diesen Schwierigkeiten herauskommen und vermied es deshalb, wie vorgestern mit Herrn Motiers de Fraisse heimzukehren, um sich nicht beeinflussen zu lassen.

Die Menge betrachtete die noch frischen Blutstrecken im Vestibüle des Gerichts, als der Staatsanwalt über den Place des Tribunaux an einem Haufen Neugieriger vorbeischnitt und das Verdeck einer elektrischen Bahn bestieg. Sie führte nach dem Douvre, und Herr Rutor war so in Gedanken versunken, daß er nichts von der Landschaft sah, die an ihn vorbeiglitt. Es gibt nichts Schwierigeres, als unvereinbare Alternativen abzuwiegen, die gleichmäßig annehmbar erscheinen. Nichts ist schwieriger, als auf den von Zweifeln erfüllten Wegen der Vernunft die korrekte Wahrheit zu erforschen. Schon öfter hatte Herr Rutor während seiner Laufbahn anerkennen müssen, wie unsicher die Methoden des Strafrechts sind. War er nicht unaufhörlich gezwungen, auf Beweise zu verzichten, und sie durch Zufälligkeiten und Mutmaßungen zu ersetzen, durch Auslegung ungewisser Tatsachen? . . . Verließ er nicht oft dies Gebiet der Tatsachen, um auf der Basis der Schlussfolgerungen, die so unsicher waren, so oft schon durch die Wirklichkeit widerlegt, weiter zu urteilen? Gewöhnlich faßte er ziemlich schnell den Entschluß, er stützte sich erstens auf die Untersuchung, welche die Veranlassung seiner Anklage war, zweitens vertraute er seinem eigenen Blick, den die Routine, die er im Amte erworben, geschärft hatte. Durch die Eile der täglichen Pflicht getrieben, die er nicht hätte erfüllen können, wenn er die einzelnen Fälle einer zu langen Prüfung unterzogen hätte, war er stets vor Alternativen gestellt. Wenn die Untersuchung Lücken aufwies, hatte er diese zu übergehen. Seines Amtes war es, immer und wieder Schuldige der Bestrafung zu überliefern, unaufhörlich, er würde wie ein zerbrochenes Rad beiseite gestellt worden sein, wenn er an diesem Mechanismus nicht teilgenommen hätte, der allein die Urteile des Richters möglich macht.

Leute, die von sorgenschweren Gedanken erfüllt sind, empfinden in ihrer Unruhe häufig das Bedürfnis, den Platz zu wechseln. In Evreux verließ Herr Rutor die elektrische Bahn und bestieg das Dampfboot, dessen wehende Rauchwolken sich gerade näherten. Es waren nur wenige Passagiere da, und Herr Rutor konnte sich nach Belieben auf dem Steg einen Platz wählen und die leichte Luft einatmen. Einen Augenblick atmete er auf, doch gleich überfielen ihn wieder die qualenden Gedanken. Vergebens versuchte er sie zusammenzufassen, aber er brachte es nicht fertig. Er erinnerte sich der Worte, die er soeben am Schwurgericht gehört hatte: in seinem Gedächtnis klangen sie — wie Mißakkorde — sinnlos. Er entnahm seiner Mappe d'Entraques erste Aussage und las sie durch. Sie war für Vermantes unzweifelhaft günstig, sie stand im vollständigen Widerspruch zu der zweiten. Aber wie? Konnte die erste nicht genau so falsch sein wie die zweite? . . . Dieser unglaubliche Zeuge machte sich die Ereignisse immer nach seinem Belieben zurecht, genau so wie er sich an dem Verräter hatte rächen wollen, konnte er auch gelogen haben, um den Freund, von dem er Vorteil erhoffte, zu retten, vielleicht mit den schlimmsten Nebenabsichten. Das Geheimnis war durch die dreifache Aussage nicht aufgeklärt worden, nur beängstigender durch die Aussage von Louise Donnaz. Das Verdikt würde nun dem Anschein nach, nicht der Wahrheit gemäß klärend wirken. Die Anzahl der „ja“ oder „nein“ würde Bestrafung oder Freisprechung nach sich ziehen, aber dann? . . . Vermantes blieb auch nach einer

Freisprechung verdächtig, selbst wenn er niemals die geringste verbrecherische Absicht gehabt hätte. Würde er aber verurteilt, blieben eine Menge Leute, die seine Partei ergriffen, die einen aus Ueberzeugung und Mitterlichkeit, die anderen aus Berechnung. Und er selbst? Sein Beruf zwang ihn, die Zögernden zu einem Entschluß zu bringen. Er mußte ihre Entscheidung beeinflussen, wenn er auch selbst von Zweifeln geplagt war, die in ihm das Gefühl einer gewissen Unmännlichkeit erweckten.

Bald hörten die Felder auf. Die Ufer wurden steiler, Daggemaschinen und Krane arbeiteten eifrig. Herr Rutor ließ sich durch die wechselnden Bilder ablenken. Am Pont d'Alma umgab die große Menge wie ein Bienenhaufen die Pfeiler. Sie sah zu, wie Arbeiter einen Ertrunkenen herausfischten. Durch den Auslauf trat eine Stockung der elektrischen Bahnen ein, die an den Seiten der Brücke entlang fuhr. Es dauerte einige Minuten, bis Schutzleute die Schienen frei gemacht hatten. — Das Leben brauste weiter, nur für den Ertrunkenen hatte es aufgehört. An der Pont de la Concorde bot sich ein anderes Bild. Mit klingendem Spiel zog ein Kürassierregiment vorbei, und die Sonne ließ die Rüstungen heller erglänzen. Am Douvre stieg Herr Rutor aus und wunderte sich, als er merkte, daß er nicht mehr an Vermantes gedacht hatte. Doch das Problem bestand weiter.

Auf dem Quai rief man Zeitungen aus. In fettgedruckten Buchstaben konnte man angezeigt lesen:

Prozeß Vermantes. Großer Theatercoup. Freisprechung wahrscheinlich.

Rutor las die Zeitung. Er erkannte einige Sätze aus den beiden Verhören des Ehepaares d'Entraque. Es waren ungefähr dieselben Worte, die er vorhin gehört hatte, doch farblos. — Wie hatten sie nur einen so gewaltigen Eindruck auf ihn machen können? . . . Auf diesem Blatt schienen sie kraftlos und sagten gar nichts. Und dann: Freisprechung wahrscheinlich. . . . Mit welchem Recht sah dieser Unberufene eine solche Lösung voraus? . . . Genügte der Schrei einer verliebten Frau, die sorgfältige Arbeit der Staatsanwaltschaft umzustößeln. . . . Nebenbei wurde noch eine andere Frage erörtert: d'Entraques' Verfolgung, der des Meineides überführt war. Herr Rutor murmelte: das verdient der Lump auch. Im Lesen war er bis zur Pont Neuf gekommen und hatte die Absicht, über den Place Dauphine nach dem Justizpalast zu gehen. Doch überlegte er und wandte sich dem linken Ufer zu. Als er am Quai Grands-Augustins einbog, prallte er mit seinem Kollegen, Herrn Rabinus, zusammen, der ihn festhielt.

Herr Rabinus war ein Mann von 55 Jahren, sehr groß, aufrecht und wie immer im Gehrock und grauen Handschuhen. Der etwas große Kopf war stets nach hinten gebogen, weil er auf einem zu dünnen Hals saß. Staatsanwalt Rabinus ging steif und hatte eine dicke, mit Akten vollgepfropfte Mappe. Er hing mit Begeisterung an seinem Beruf und galt für einen sehr erfahrenen Beamten. Kein wichtiger Prozeß entging ihm, aus Liebe zur Kunst verfolgte er ihn mit größter Aufmerksamkeit. Natürlich betrachtete er jeden Fall vom Standpunkt des Anklägers, wie ein pessimistischer Arzt an bei jedem Vorbeigehenden tödliche Bazillen vermutet. Seiner Meinung nach wucherte Mißsetat überall, selbst die anständigsten Leute waren nur durch eine dünne Scheidewand von ihr getrennt, die beim schwächsten Stoß zusammenbrechen konnte. Herr Rabinus hielt dieselbe Zeitung, die Herr Rutor gelesen hatte, in der Hand. Trotz der dicken Mappe, die ihn störte, schwenkte er das zusammengefaltete Blatt und rief:

„Da haben Sie etwas Angenehmes in Aussicht. . . .“

Herr Rutor rektifizierte:

„Sie wollen sagen, eine Arbeit, die mir tüchtig zu schaffen machen wird.“

„Ist es nicht dasselbe? Ich kenne nichts Langweiligeres als die Prozesse, in denen die Zeugen uns schon die Arbeit abgenommen haben. Das Interessanteste unseres Berufes ist es doch, wenn die Untersuchung uns keine Beweise gab, das Verbrechen nach ungewissen Angaben wieder aufzubauen. Wir forschen, wir analysieren, vor allen Dingen überlegen wir. Der winzigste Kern wird größer, nimmt eine bestimmte ausgeprägte Gestalt an und wird zur Quelle des Lichtes. End-

lich bricht die Wahrheit hervor. Und man empfindet dann wie ein Künstler: ich habe die Schwierigkeiten besiegt.“

„Ich meinerseits,“ gestand Herr Rutor, „ziehe es vor, besser gewappnet zu sein. Höre ich ein Geständnis, dann freue ich mich. Am liebsten gehe ich auf einem sicheren Terrain, sonst habe ich Furcht, mich zu irren, und diese Furcht stört mich, vernichtet meine Kraft.“

„Aber das ist ein ganz natürlicher Skrupel! Eine solche Furcht würde auch mich lähmen! Aber ich richte es mir so ein, daß ich sie nie habe. Wenn man sich alles gehörig klar macht, kann man nicht fehl gehen. Ueberzeugt mich allerdings meine Urteilskraft, daß der Angeklagte unschuldig ist, dann besinne ich mich nicht einen Augenblick, die Anklage einzustellen.“

„Ist Ihnen das oft passiert?“

„Nein. Während meiner ganzen Laufbahn nur ein einziges Mal! Trotzdem haben ihn die Geschworenen verurteilt. Glücklicherweise legte der Glende nachher ein Geständnis ab. Dieses kleine Mißgeschick trug noch dazu bei, mein Mißtrauen zu erhöhen.“

„Haben Sie niemals daran gedacht, daß Sie in einem anderen Fall vielleicht im Gegenteil durch Ihre Logik Unschuldige verurteilen können?“

„Nein! Wie könnte man mit solchen Gedanken leben! Man muß zu sich Vertrauen haben, da man vernünftig zu urteilen versteht! Ich kenne den Prozeß nur durch die Zeitung, aber ich würde an Ihrer Stelle vollkommen ruhig sein.“

„Sie würden ihn verdommern?“

„Aber ordentlich. Hätte Ihr Vermantes eine andere Vergangenheit gehabt, würde ich vielleicht noch Zweifel hegen. Und auch nur schwache... Aber ein Burche von der Sorte!... Der Typus eines Abenteurers. Wie können Sie annehmen, daß der einfache Zufall ihm zu Hilfe gekommen ist... Durch seinen eigenen Arm — gerade in dem Augenblick, als er eine Erbschaft brauchte. Würde es sich um einen lehrkrupulösen, sehr rechtschaffenen Menschen handeln, dann könnte man sagen: Ja, ja, es ist möglich, daß es ein Unglück ist... Aber auch dann würde man das nur achselzuckend ausrufen... Aber nach dem, was hier ausgepakt wurde...“

(Fortsetzung folgt.)

## Gute Qualität.

Von John Galsworthy, autorisierte Uebersetzung von L. Leonhard. (Schluß.)

So gut ich konnte, erklärte ich ihm, wie ich eigentlich zu den Unglücksstiefeln gekommen war. Doch sein Gesicht und seine Stimme machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich während der nächsten Minuten mehrere Paar Schuhe bestellte. Aber des Schicksals Rache traf mich! Sie waren unvertuschlicher als je zuvor. Und nahezu zwei Jahre mußte ich warten, ehe ich ihn mit gutem Gewissen wieder aufsuchen konnte.

Als ich endlich hinging, sah ich zu meiner Ueberraschung, daß sich auf einem der kleinen Fenster seines Ladens ein anderer Name befand — ebenfalls der eines Schuhmachers, der natürlich Hoflieferant war. Die altvertrauten Schuhe standen nicht mehr in vornehmer Einsamkeit da, sondern waren in dem einen Schaufenster zusammengedrängt. Drinnen war das nunmehr enger gewordene Treppenhaus dunkler als sonst und noch stärker nach Leder. Und es dauerte auch länger als gewöhnlich, ehe ein Geschäft herunterblickte, und man das Schlürfen der Pastpantoffel vernahm. Endlich stand er vor mir und sagte, mich durch seine rostige Stahlbrille anstarrend:

„Mr. —, nicht wahr?“

„Ah, Herr Gehler!“ stammelte ich. „Ihre Schuhe sind aber zu gut! Sehen Sie, die da — noch immer sind sie nicht zerrissen!“ Und ich hielt ihm meinen Fuß hin. Er betrachtete ihn.

„Ja,“ sagte er, „es scheint, die Leute wollen keine guten Schuhe mehr haben.“

Da mich seine Stimme und der vorwurfsvolle Blick verwirrten, frug ich hastig: „Was haben Sie denn mit Ihrem Laden gemacht?“ Gelassen antwortete er: „Die Miete war zu teuer. Wünschen Sie ein Paar Schuhe?“

Ich bestellte drei Paar, obgleich ich nur zwei brauchte und verabschiedete mich rasch. Es beschlich mich so ein unbestimmtes Gefühl, als hätte ich seiner Meinung nach eine Art Treubruch an ihm begangen; oder vielleicht weniger an ihm, als an seiner Idee von einem vollkommenen Schuh — gewiß für die meisten ein peinliches Empfinden; denn mein nächster Besuch, der erst viele Monate später stattfand, geschah — wie ich mich erinnere — mit dem Gefühl: „Aber ich kann doch den Alten unmöglich im Stich lassen...! Vielleicht bedient mich sein älterer Bruder.“

Denn ich mußte wohl, daß sein älterer Bruder nicht Charakter genug hatte, mir einen Vorwurf zu machen, nicht einmal durch einen Blick.

Und erleichtert atmete ich daher auf, als im Laden tatsächlich sein älterer Bruder zu sein schien, ein Stück Leder in der Hand.

„Guten Tag, Mr. Gehler,“ sagte ich, „wie geht es Ihnen?“

Er kam näher und sah mich forschend an.

„Mir geht's ganz gut,“ sagte er langsam, „aber mein älterer Bruder ist tot.“

Und ich merkte, daß er selbst es war — aber wie blaß und alt geworden! Und nie zuvor hatte ich ihn von seinem Bruder reden hören. Bestürzt murmelte ich: „O, es tut mir wirklich leid!“

„Ja,“ erwiderte er, „er war ein guter Mensch, er konnte gute Schuhe machen; nun ist er tot.“ Und er berührte mit dem Finger seinen Scheitel, wo das Haar auf einmal so dünn geworden war wie das seines armen Bruders, als wollte er damit andeuten, was seinen Tod verursacht hatte. „Er konnte eben den Verlust des anderen Ladens nicht überwinden. Brauchen Sie ein Paar Schuhe?“ Und er hielt das Leder empor: „Es ist ein schönes Stück.“

Ich bestellte mehrere Paare. Lange Zeit verstrich, ehe sie fertig wurden — aber sie waren besser als je. Es war einfach unmöglich, sie zu zerreißen. Und bald danach ging ich ins Ausland.

Ueber ein Jahr verfloß, bis ich wieder nach London zurückkam. Und mein erster Gang, um Einläufe zu besorgen, galt meinem alten Freund. Sechzig Jahre war er alt gewesen, als ich fortging, einen fünfundsiebzigjährigen fand ich wieder, so schwächlich, abgemagert und herabgekommen sah er aus; und diesmal erkannte er mich wirklich nicht.

„Ah, Mr. Gehler,“ sagte ich, und das Herz krampfte sich mir bei seinem Anblick zusammen, „was für großartige Schuhe Sie doch machen! Schauen Sie nur her, ich habe dieses Paar fast die ganze Zeit während meiner Abwesenheit getragen, und es ist doch noch ganz gut, nicht wahr?“

Er blickte meine Schuhe lange an — es waren russische Ledertiefel — und seine Züge schienen wie neu belebt. Indem er mit der Hand über den Spann hinfuhr, sagte er:

„Drücken sie da nicht? Ich erinnere mich nämlich, mit diesem Paar hab' ich viel Mühe gehabt.“

Ich versicherte ihm, daß sie prachiboll paßten.

„Brauchen Sie ein Paar Schuhe?“ sagte er. „Ich könnte sie schnell fertig machen; schlechte Zeiten eben.“

„Ja gewiß — natürlich!“ rief ich. „Ich brauche allerhand Schuhe — jede Sorte!“

„Ich werb' ein neues Modell anfertigen. Ihr Fuß muß größer geworden sein.“ Und ganz langsam beschloß er meinen Fuß und betastete meine Zehen, wobei er nur einmal zu mir auf sah und mich frug:

„Hab' ich Ihnen schon gesagt, daß mein Bruder tot ist?“

Es tat mir weh, ihm zuzusehen, so schwach war er geworden; ich war froh, als ich wieder gehen konnte.

Schon hatte ich die Hoffnung aufgegeben, diese Schuhe je zu erhalten, da kamen sie eines Abends an. Ich öffnete das Paket und stellte die vier Paare in einer Reihe auf. Dann probierte ich eines nach dem andern an. Sie waren über jeden Zweifel erhaben: In Maß und Form, in der Ausführung und Qualität des Leders waren sie das Beste, was er je geliefert hatte. Und in einem der Schuhe fand ich seine Rechnung. Der Betrag war derselbe wie gewöhnlich, und doch ergriff ich darüber. Denn niemals zuvor hatte er sie vor dem Quartalsstag eingekandt. Ich rannte die Treppe hinab, schrieb in aller Eile einen Scheck und trug ihn sofort selbst auf die Post.

Als ich eine Woche später an der kleinen Straße vorbeikam, wollte ich zu ihm hineingehen, um ihm zu sagen, wie großartig die neuen Schuhe saßen. Aber wie ich vor seinem Laden stand, bemerkte ich, daß sein Name verschwunden war. Im Schaufenster befanden sich allerdings noch immer die zierlichen Lanzpantöffelchen, die Lackschuhe mit den Tuchstulpen und die mattglänzenden Reistiefel.

Mit großer Besorgnis trat ich ein. In den beiden Läden, die wieder miteinander verbunden waren, erblickte ich einen jungen Mann von englischem Typus.

„Ist Mr. Gehler zu Hause?“ frug ich.

Er sah mich etwas bestrebt an, sagte jedoch gleich zuvorkommend: „Nein, mein Herr, nein. Aber wir führen jeden Auftrag mit Vergnügen aus. Wir haben nämlich den Laden übernommen. Gewiß lassen Sie schon unseren Namen an der nächsten Tür. Wir arbeiten für eine ganze Reihe von vornehmen Herrschaften.“

„Schon gut,“ sagte ich, „aber was ist denn mit Mr. Gehler?“

„Ach!“ erwiderte er, „der ist gestorben.“

„Gestorben! — aber erst Mittwoch vor acht Tagen hat er mir die Schuhe da geschickt!“

„Ja ja,“ sagte er, „ein elender Tod! Der arme Alte hat sich zu Tode gehungert.“

„Großer Gott!“

„Langsam verhungert,“ konstatierte der Doktor. „Ja, sehen Sie, er ist so'n Sonderling in seiner Arbeitsweise gewesen! Konnte sich von dem Laden nicht trennen; kein Mensch, außer ihm selbst, durfte seine Schuhe anrühren. Wenn er einen Auftrag erhielt, so brauchte er eine Ewigkeit zum Fertigwerden. Aber die Leute wollen nun einmal nicht warten. So verlor er einen Kunden nach dem andern. Und da oben sah er Tag für Tag — niemand in London hat bessere Schuhe gemacht als er, das muß man ihm lassen. Aber wie soll man gegen die Konkurrenz auskommen! Er wollte

niemals annoncieren. Nur das beste Leder war ihm gut genug, und alles mußte er selbst machen. Und so ist's gekommen. Was hätte man bei seinen überspannten Ideen auch anderes erwarten können!" —

"Aber zu verhungern — —!"

"Vielleicht ist das etwas übertrieben, aber ich hab' ihn selbst gesehen, wie er Tag und Nacht bis zum letzten Augenblick über seinen Schuhen saß. Ich hab' ihn oft beobachtet. Wie lieb er sich genügend Zeit zum Essen; nie hatte er einen Penny im Haus. Auf Miete und Leder ging alles drauf. Wie er's so lang aushalten konnte, bleibt mir ein Rätsel. Regelmäßig ist ihm das Feuer ausgegangen. Er war ein Sonderling. Aber gute Schuhe hat er gemacht."

"Ja," sagte ich, "gute Schuhe hat er gemacht."

Und ich wandte mich um und schritt rasch hinaus, denn der junge Mann sollte nicht sehen, wie mir die Augen übergingen.

## Rocheforts flucht aus Noumea.

Das Leben Henri Rocheforts ist reich an Abenteuern gewesen; als siebzehnjähriger Schüler entwich er 1848 aus dem Collège, um auf die Barriladen zu eilen, woher das Geknatter der Flinten in die stillen Schuträume drang. Seitdem stand er immer auf der Schanze, immer an exponierter Stelle, und mit der Feder und dem Degen in der Hand, stellte er seinen Mann. Die Zahl seiner Duelle ist Legion. Wiederholt ist er in französischen Gefängnissen gefesselt; einmal, nach dem Kommuneaufstand, ging es um Kopf und Kragen, und zweimal ist er zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden. Mehrmals hat er kluge Fluchtversuche unternommen, die bis auf einen fehlschlagen, ohne daß ihn seine Mißfolge entmutigt hätten; sie zeigen die ganze zähe Energie dieses Mannes, den man politisch verurteilen, den man aber als Menschen nur achten, ja bewundern kann. Als Schriftsteller hat Rochefort einige zwölftausend Leitartikel geschrieben; sie standen im Dienst des Tages und sind heute vergessen. Seine Memoiren aber, die er ganz richtig "Abenteuer meines Lebens" betitelt, sind ein so frisches, lösliches Buch, daß es schade wäre, wenn auch sie in Vergessenheit gerielen. Sie sind deutsch in zwei Bänden der Memoirenbibliothek von Robert Luz in Stuttgart erschienen (brosch. 10 M., in Leinen geb. 12 M.). Rocheforts Schilderung seiner Flucht aus Neulaledonien — dorthin hatte die französische Regierung den in die Kommune kämpfe Verurteilten verbannt — ist eines der lebendigsten Stücke dieses Buches. Durch Mittelsteute war mit dem Kapitän des im Hafen vor Anker liegenden Schiffes alles vereinbart worden. Nacht mußten Rochefort und seine beiden Gefährten ihr gewagtes Unternehmen antreten; vor einer Klippe weit draußen im Meer sollte sie ein Ruderboot abholen.

Das Miß, auf welches wir zuschwammen, lag ziemlich weit draußen, und da das Meer sehr bewegt war, so hätten wir beinahe unseren Weg verfehlt, denn die Flut bedeckte die Klippe fast gänzlich. Die Korstüde, die ich mitgebracht, kamen mir sehr zu statten, denn der Weg schien mir unendlich lang zu sein; außerdem war ich in meinen Bewegungen behindert durch ein Porträt meiner Tochter, das ich von Frankreich mitgebracht und vor meiner Flucht aus dem Rahmen herausgeschnitten hatte.

Da der Weg in der Dunkelheit kein Ende zu nehmen schien, so fragte ich mich bereits, wo wir denn wohl sein möchten, denn ich schwamm den beiden anderen ein wenig voraus; da stieß ich mit dem Knie gegen eine Felsenspitze; ich schwang mich hinauf und faßte festen Fuß. Wir waren auf unserer Klippe.

Wir verbargen uns in einer Felspsalte. Und nun das Warten, das mir endlos lang vorkam, daß ich bereits zu glauben begann, das Boot wäre schon wieder abgefahren, weil es niemand angetroffen. Wir saßen seit etwa zwanzig Minuten auf der Klippe und sprachen schon davon, an Land zurückzuschwimmen, denn wir glaubten, Grandhille sei schon dagewesen oder aber er habe das Boot nicht bekommen können. Die fünf Gasflammen beim Lichthaus glänzten allein in dem nächtlichen Schwarz, daß uns umhüllte; da verschwand eines dieser Lichter, dann erschien es wieder, während das nächste zu verlöschen schien. Es war kein Zweifel möglich: zwischen uns und den Richtern fuhr ein dichter Gegenstand entlang. Bald darauf hörten wir ein ganz schwaches Geräusch von Riemen und erkannten an der Vorsicht, womit sie gehandhabt wurden, daß unsere Freunde kämen.

"Seid ihr da?" fragte eine Stimme.

"Ja."

"Schön! Dann schwimmt zu uns heran. Das Boot kann nicht näher kommen; wir könnten auf ein Miß stoßen!"

Wir ließen uns ins Wasser gleiten, mit wenigen Schwimmschößen waren wir beim Boot und einer nach dem andern wurden wir in den schwankenden Rachen hinauszugezogen. Jourde, Vallière und Grandhille gaben uns unsere Kleider aus dem mitgebrachten Bündel und wir zogen uns an, ohne uns erst abzutrocknen. Vallière setzte sich an Steuer, wir griffen zu den Riemen und ruderten auf den Hafen von Noumea zu, wo die Schiffstreppe des Dreimasters auf uns wartete. In diesem Augenblick begann ein starker Regen mit talergroßen Tropfen zu fallen; nichts konnte uns erwillkürlicher sein, als dieser Guß, denn es war nicht anzunehmen, daß bei einem solchen Wetter Neugierige sich am Kai herumtrieben, oder daß jemand am Hafen spazieren führe. Trotzdem war das Wasser noch belebt und ein kalter Schauer durchrieselte uns, als plötzlich eine Schaluppe mit vier oder fünf Mann in

unserer Nähe auftauchte. Daß es Wächter waren, sahen wir an ihren Rappis; glücklicherweise schienen sie ebenfalls auf verbotenen Wegen zu wandeln, wahrscheinlich wollten sie ohne Urlaub an Land, denn sowie sie uns bemerkten, hielten sie schleunigt von uns ab, und bald waren sie in der Dunkelheit verschwunden. Ein zweiter Zwischenfall, der uns bedrohte, drohte schlimmer abzulaufen. Vallière hatte sich im Laufe des Tages genau über die Lage des Engländers vergewissert, denn es lagen mehrere Schiffe im Hafen und besonders zwei Aviso von der Kriegsflotte, die dazu bestimmt waren, im Fall einer Flucht auf die Deportierten oder Sträflinge Jagd zu machen. Zum Unglück hatte sich der Dreimaster mit der Flut vollkommen um sich selbst gedreht, so daß unser Kamerad sich außerstande erklärte, ihn wieder zu erkennen. Während wir nun unsere Blicke über die Reede schweifen ließen, bemerkten wir an einem Schiff eine Treppe, die sich uns so einladend entgegenstreckte, als sei sie eigens für unseren Empfang bestimmt. Einer von uns hatte schon zwei Sprossen erstiegen, als wir plötzlich auf dem Deck zwei Leute ein Französisch sprechen hörten, das zu rein war, um unverdächtig zu sein. Und wirklich, wir waren ganz einfach im Begriff, auf den einen Aviso hinaufzuleitern. Man kann sich denken, mit welcher Geschwindigkeit wir wieder unsere Plätze im Boot einnahmen! Der Dreimaster des Kapitäns Law lag gerade an der Seite des Avisos. Diesmal sahen wir uns das Schiff erst genau an und als jeder Zertum ausgeschlossen war, stiegen wir in aller Gemächlichkeit die Leiter hinan.

Im Schiff stand uns noch eine kleine Enttäuschung bevor: Der Kapitän war nicht da. Er war einem guten Tropfen nicht abhold und nach seiner Gewohnheit machte er auch an diesem Abend die Runde durch die verschiedenen Rassehäuser und hatte uns dabei vollständig vergessen. Wir waren daher sehr überrascht, als uns an seiner Stelle der Stewart empfing, der einzige Mann von der Besatzung, der noch wach war. Er war aber wohl noch erfränkter als wir, als plötzlich sechs Burschen von wenig vertrauenerweckendem Aussehen in dunkler Nacht vor ihm auftauchten und das Schiff mit Sturm nahmen. Von uns sprach keiner genügend Englisch, um uns dem Meister noch verständlich zu machen, den der Kapitän nicht ins Vertrauen gezogen hatte. Zum Glück erschien endlich der Kapitän, augenscheinlich illuminiert, aber doch nicht allzusehr. Er schickte zunächst den Koch in seine Kabine, sagte uns hierauf laut Adieu, als wenn wir wieder von Schiff gingen und ließ uns dann ganz leise auf einer Leiter in den Kielraum hinuntersteigen. Als Betten fanden wir dort aufgerollte Schiffstau, auf denen uns zwar alle Glieder weh taten, die uns aber löstlicher dünkten, als das weichste Schlummertissen. Ehe wir uns aber zur Ruhe begeben konnten, war noch eine wichtige Arbeit zu tun: unser Boot mußte versenkt werden. Kapitän Law nahm die schwersten Steine von seinem Ballast und füllte damit unser Rettungsboot an, bis wir es zu unserer Genugtuung in der Flut untergehen sahen.

Meine Ermüdung machte sich bald geltend, und obwohl die eigentliche Gefahr durchaus noch nicht beschworen war, sondern im Gegenteil erst begann, schlief ich auf meinem harten Lager von Tauen, bis mich das Geräusch des Unterlichtens weckte. Jeden Augenblick erwarteten wir einen Hafenkommissar erscheinen zu sehen, der uns zur Uebergabe aufforderte und mit Ketten an den Händen abführte. Eine Stunde, zwei Stunden verstrichen, ohne daß ein Vertreter der Gerechtigkeit sich sehen ließ, aber auch ohne daß von einer Vormwärtsbewegung etwas zu spüren war. Und wir hatten es doch so eilig! Warum blieben wir immer auf dem gleichen Fleck? Ein Papierfetzen mit ein paar Bleistiftzeilen fiel durch die Decklücke zu uns herab und brachte uns schmerzliche Nachricht. Kapitän Law schrieb uns: "Wir haben heute keinen Windhauch und der Lotse versichert mir, es sei unmöglich, heute zu segeln."

Jede Minute, die wir in diesem unbeweglichen Warten verbrachten, rückte die Gefahr der Entdeckung näher. Um elf Uhr morgens lagen wir immer noch auf demselben Fleck. Wir hatten alles auf diese eine Karte gesetzt, bis dahin war alles ausgezeichnet gegangen und nun sollten wir, weil uns ein bißchen Wind fehlte, das Spiel dennoch verlieren! Wir verlebten fürchterliche Minuten. Endlich fiel ein neuer Zettel zu uns herab; uns war's, als fielen er vom Himmel! Der Kapitän schrieb: "Ich dränge zur Abfahrt, aber der Lotse rät, noch zu warten, weil wir im gewöhnlichen Fahrwasser Gegenwind haben."

Es war also doch Wind da, wenn auch Gegenwind! Bald kam eine neue Nachricht: "Die Brise hat ein wenig aufgespitzt, ich will versuchen, durch den Engpaß von Boulari aus den Korallenriffen herauszukommen. Wir segeln in diesem Augenblick mit dem Winde an der Halbinsel Ducos vorbei!" Ich warf einen Blick durch eine Luke und sah am Strande unsere Kameraden, die ahnungslos dem blickt an ihnen vorbeistreichenden Dreimaster nachsahen. Ost hatte ich wie sie den Segeln nachgeschaut und gedacht: wenn ich doch hinüber schwimmen könnte! Solange wir noch innerhalb der Korallenriffe waren, waren wir noch in französischen Gewässern und jedes winzige Boot der Runde hat das Recht, unser Schiff anzuhalten und zu durchsuchen. Waren wir aber einmal aus dem Korallengürtel heraus, so wurde das Deck des Schiffes sofort wieder englischer Boden und jeder Angriff darauf wäre eine Verletzung der britischen Flagge gewesen. Niemand wurde daher wohl ein Liebesbriefchen mit größerem Entzücken gelesen als der letzte Zettel, der zu uns herabflatterte und worin es hieß:

"Wir sind außerhalb der Riffe. Keine Gefahr mehr vorhanden. Sie können auf Deck kommen."

## Kleines feuilleton.

„Feuer-Marie“. Es war in einem der arbeitslosesten Teile des Erzgebirges, wo ich die Feuer-Marie kennen lernte, in einem so armen Gebietsteil, daß mir der dort angestellte Parteibeamte sagte: „Wirklich, Genossin, wir staunen hier manchmal darüber, wie diese armen nachgewordenen Frauen, denen wir die „Gleichheit“ gratis liefern, überhaupt die geringen Mitgliederbeiträge zusammen bekommen können!“

Die Feuer-Marie war nicht die Leiterin der ersten großen öffentlichen politischen Frauenversammlung, in der ich an dem betreffenden Platze zu referieren hatte. Sie war auch nicht Schriftführerin, nicht Kassiererin. Solche Ehrenämter erstrebte sie nicht. Aber Feuer-Marie war die erste seit Jahren politisch-organisierte Frau der ganzen dortigen Umgegend. Bei meinem Vortrag saß sie mir gerade gegenüber, in der ersten Reihe vor dem Rednerpult. Als sie etwas spät hereinkam, hatte man sie selbstverständlich dorthin geleitet, wo man selbstverständlich ibretwegen zusammengerückt. Während der einleitenden Worte des Vorlesenden konnte ich sie genau betrachten.

Feuer-Marie war ein schwächliches älteres Mädchen, vielleicht 45–50 Jahre alt. Sie konnte aber auch noch jünger sein. Das läßt sich bei diesen abgerackerten Arbeiterinnen der Strumpf- und Handschuhbranche schlecht beurteilen. Ihr bräunlich-bagernes Angesicht war von so vielen scharfen Furchen durchschnitten, vornehmlich die Stirn, die Augenumgebung und die Mundwinkel, daß der gabrielle, meist halb geöffnete Mund, die unschöne Nase und die schwarzen Strahlenaugen wie aus einem engezogenen Himmelskartennetz hervorragten. Grausträhniges Haar unter einem schwarz-grau gewordenen Schuppen-Hilzbut, den links ein hübscher grellroter Restkopf schmückte, umrahmte das längliche, hintenüber rubende Gesicht. Feuer-Maries Augen aber waren klug und schön. Während des später von mir gehaltenen Frauenwahlrechtvortrages hingen sie mit einer so verzehrenden Glut an mir, daß wirklich eine weniger abgemüdete Arbeiterin dadurch hätte aus der Fassung gebracht werden können. Feuer-Marie war die Seele dieser Volksversammlung, und ihren Beinamen hatte sie erhalten, weil sich alle Organisationen, die gewerkschaftlichen sowohl wie die genossenschaftlichen und die politischen, besonders die politische Frauenorganisation für ihre Begriffe oder Wünsche viel zu langsam entwickelten und weil sie deshalb zum Schluß aller seit etwa einer Generation im dortigen Bezirk abgehaltenen proletarischen Versammlungen, ohne lange Wortmeldung, ohne lange Wortführung, flammenden Auges aus innerer Heberzeugung mit ihrer schrill-klingenden Stimme auszurufen pflegte: „Man muß mehr Feuer hinter die Sache setzen, Massenfeuer!“

Während ich dem alten pädagogischen Prinzip folgte: „Gehe vom Einfachen zum Zusammengefügten!“ und den Versammelten bei Beginn meines Vortrags zunächst vom „Mutterrecht“ und von der „weltgeschichtlichen Niederlage des weiblichen Geschlechts“ erzählte, lagen Feuer-Maries Blide so tiefgründig-prüfend auf mir, als ob sie unablässig fragten: „Hast Du's auch selber ganz und gar begriffen?“ Und je mehr ich auf mein eigentliches Thema kam, je mehr ich das Schicksal der in doppelter Knechtschaft schmachtenden Proletarierin ausmalte, je mehr mein Temperament mit mir durchging, je faszinierender wurden auch Feuer-Maries Feueraugen, und als ich schließlich unter der von ihren Blicken andauernd in mich überströmenden Begeisterung mit dem heißen Appell des Zusammenstießes an die anwesenden Frauen endigte, standen Feuer-Marie Tränen in den dunklen Augen, und ich hoffte sie diesmal aber ganz befriedigt zu haben. Den lauten Beifall der Frauen hörte ich kaum, auch kaum die Dankesworte der Vorlesenden und auch wenig von dem, was zwei Diskussionsrednerinnen nach mir vorzubringen hatten. Ich barnte, was Feuer-Marie mir sagen würde. Und endlich stand sie auch auf, trat auf mich zu, schüttelte mir kräftig die Hände und — ob sie es nun so meinte, oder ob es ihr schon zur Gewohnheit geworden war — sprach laut:

„Genossin, Sie müssen mehr Feuer hinter die Sache setzen, Massenfeuer!“

### Literarisches.

Das Material der Dichtung. Nicht nur das Publikum hat merkwürdige Vorstellungen vom Dichten. Man ist sich so ziemlich klar, daß die Dichtung nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat. Denn die Wirklichkeit der Dichtung unterliegt ganz anderen Gesetzen als die Wirklichkeit des Lebens. Nämlich künstlerische. Wenn man doch endlich begreifen wollte, daß sogar die künstlerische Logik nicht mit der Verstandeslogik zu fassen ist. Zahllose Menschen wundern sich über die unverständliche Ausdrucksweise bedeutender Dichter, namentlich der Driker. Erfantlich bleibt, daß gerade nur die schlechten Schriftsteller und die talentlosen Dichter sich „Ikar“ ausdrücken. Das lesende Publikum freut sich über sie. Höchstes Lob: sie sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Das ist der Irrtum. Sie sprechen nicht mit ihrem eigenen Schnabel, sie schnatieren einander nach. Wie soll man aber sein eigenes Erlebnis ausdrücken (und dessen Gestaltung ist das Wesen der Dichtung), wenn man sich bereits verarbeiteten Materials bedient. Die schöpferische Freude des Arbeiters ist die Gestaltung seines Materials. Einen Tisch macht man aus Holz und nicht aus einem Tisch. Das Material der Dichtung ist das Wort. Nicht die Wortverbindung.

Das heißt: jedes Wort muß beim Niederschreiben auf seinen Urwert geprüft werden. Wer die Wörter nicht erkennt, kann nie einen künstlerischen Satz schreiben. Aber die meisten Schreiber übernehmen gleich die ganzen Sätze, Wortverbindungen. Sie arbeiten stereotyp. Ihr Kopf ist mit stereotypierten Platten vernagelt. Der Zweck der Stereotypie besteht aber in der Vielfältigkeit, nicht in der Erfindung. Das Leblose dient dem Lebenden, aber nie wurde Lebendes aus Leblosem geschaffen. Der Arbeiter sagt Adieu und empfiehlt sich „mit Gott“. Einer steht am Brandenburger Tor, blickt auf die Straß. Unter den Linden und sagt zu dem, der mit ihm wartet: „Durch diese hohle Gasse muß er kommen.“ Der andere verlangt dünstig nach einem Glas Bier und bietet „ein Königlich für ein Pferd“ aus. Ein Dichter wird, „um einen Denkmalsstein wieder ins Rollen zu bringen“, einen Vortrag halten. Millionen solcher Sätze werden täglich gesagt und geschrieben, weil niemand sich diese Sätze und Zitate vorstellt, niemand die Bilder sieht, die er fortwährend in Wörtern malt. Man soll angeblich so schreiben, wie man spricht. Man kann aber nicht sprechen. Also um so weniger schreiben. Um Dichter zu sein, muß man das Material Wort kennen. Um Dichter zu lesen, muß man das Wort erleben. Wo man Seiten überfliegen kann, steht keine Dichtung unter uns. Wo jedes Wort zum Stehen zwingt, sind wir von einem Dichter gefesselt.

### Technisches.

Schwarz auf weiß. Was man schwarz auf weiß besitzt, kann man bekanntlich getrost nach Hause tragen. Daß es aber viel bequemere Arten gibt, die Gedanken mittels Druckerpresse festzuhalten als sie in altbergebrachter Weise in schwarz auf weiß zu übertragen, ist kürzlich durch eine Reihe von Versuchen bewiesen worden. Der französische „Courrier du Livre“ teilt folgende interessante Ergebnisse der Prüfungen in bezug auf die günstigste Farbenzusammensetzung bei dem Druck mit. Die lesbareste und auf Entfernung am klarsten wirkende Druckart wurde durch schwarz auf gelb erzielt. Die weitere Reihe der Farbkombinationen bringt manche Ueberraschung und verdient durchaus beachtet zu werden. An zweiter Stelle kommt grün auf weiß, dann rot auf weiß und blau auf weiß; die fünfte Stelle nimmt weiß auf blau und erst, an der sechsten erscheint das gebräuchliche schwarz auf weiß. Die weitere Reihe bringt eine absteigende Folge: gelb auf schwarz, weiß auf rot, weiß auf grün, weiß auf schwarz, rot auf gelb, grün auf rot, rot auf grün.

Man sieht, der Versuch ist für das altherwürdige Schwarz auf Weiß wenig günstig, denn diese Farbkombination kommt erst an der sechsten Stelle vor.

Täglich 50 000 Baumstämme für 60 Zeitungen. Der englische Lord Northcliffe, der etwas über 60 Zeitungen besitzt oder mitbesitzt, verbraucht, wie wir in der „Nöln. Volksztg.“ lesen, für die Herstellung des erforderlichen Papiers täglich rund 50 000 Baumstämme. Den Ankauf des Holzes in Standinavien hat Lord Northcliffe aufgegeben, da trotz des Wälderreichtums dieser Halbinsel das Holz immer mehr im Preise stieg. Es wurde auf Neufundland von einer englisch-neufundländischen Gesellschaft, an deren Spitze der Lord stand, in einem Waldgebiet von 5500 Quadratkilometer eine gewaltige Zentrale errichtet, von der aus die Ausschlagung der ungeheuren Wälder und die teilweise Verarbeitung zu Papierstoff geleitet wurde. Ein Fluß wurde angestaut und liefert durch zwei mächtige Stahlröhren von 712 Meter Länge und 5 Meter Durchmesser die nötige Energie für die zahlreichen Kraft- und Lichtanlagen. Heute bildet die Papierstadt bereits einen Ort mit rund 3000 Bewohnern, die sämtlich im Dienste der wäldertreffenden Holzzentrale liegen. Sie hat fünf Kirchen, zwei Schulen, Hospital, Rathaus, Theater, Hotel, Klubhaus usw. und ist durch eine eigene Eisenbahn mit dem Hafen verbunden. Die Holzschläger fällen die Bäume auf bestimmte Strecken hin; an Stelle eines jeden umgeschlagenen Baumes muß sofort ein junger Baum angepflanzt werden. Wenn man bedenkt, daß die Blätter des Zeitungslorbs täglich einen Wald von 50 000 Bäumen verschlingen, so kann man sich auch ein Bild von der Menge der geschlagenen Bäume machen. Alle Bäume werden sofort zu Wasser geschafft, in den nächsten Fluß oder See, um dann die oft 100 Kilometer weite Reise anzutreten. Eine Mannschaft von 20–25 Personen treibt sie durch das gemundene schwierige Flußbett hinab zur Papierstadt. Etwa vier Kilometer vor der Stadt werden die Stämme in dem natürlichen Staubecken von Ruisby-Pond gesammelt. Sie lagern hier zu Millionen, durch schwere Ketten am Weitertreiben gehindert. Wenn sie an der Reihe sind, werden sie zu Tausenden hindurchgelassen und treiben einer ganzen Plantage von Kreissägen zu, die sie in Stücke von 80 Zentimeter schneiden. Die schlechten Stücke kommen ins Feuer, die guten in die 24 Stampfmöhlen, wo sie zu Holzbrei zermalmt werden. Der Rohstoff kommt dann nach Gravenstend in England, wo wöchentlich 1000 Tonnen Papier hergestellt werden, die für die wöchentlich in einer Anzahl von 25 Millionen Stück erscheinenden Zeitungen des Lord Northcliffe gerade hinreichen.